

4)

Ein alter Streit.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre von Wilhelmine v. Hillern.

„Was denn?“

„Wenn die nur mit gar wieder a Treiben im Schilb fähren!“

Wiltraud zuckt zusammen, wie vom Blitz getroffen. Baldl nickt. „Ja, diesmal ging's auf 'n Hochbräu, sie woll'n ihn ja scho lang treiben — heißt's.“

„Heiliger Gott — der Lenz gegen den eignen Vater?! Nein, Baldl, das ist ja nit möglich — das kann nit sein!“

„'s ist mir halt so kurios fürkame, weil er's heut alleweil vom Schnee gehabt hat. — Und ausg'schant hat er, wie einer, der mit an' Verbrechen umgeht.“

„Ja, ja, dös ist wahr —“ sagt Wiltraud sinnend. „Er war — wie i 'n noch nie g'sehen hab' — da ist was Schmer's im Werk. Sebald, i bit' Dich um Gotteswillen, — dös darf nit g'sehen! Die unvernünftigen Leut' — Jesus, sie werden doch das nit thun? Dem Hochbräu 's Haberfeld treiben, der alle die Bräuknecht und die Mahlknecht an der Hand hat — und d' Gendarmen kehren so wie so immer bei ihm ein, weil er s' freihalt. Ja, sind denn die Leut' verrückt? Und jetzt grad, wo morgen der Hirtenbrief verlesen wird mit dem Bann. — Aber die kehren sich an nix und frag'n nach nix!“

Sie ringt behend die Hände. „Und da liegt der Todte, und i kann nit fort und sie nit warnen — und wenn i's an könnt' — i darf doch als a Ledig's nit hinter dena Buab'n dreilaufen! Sebald, Sebald! Was machen wir denn nur?“

„I will scho hingehen und schau'n, ob i den Lenz noch wo triff, aber dös glaub' i nie, daß der in dem Zustand heimgehe ist. Er hat ja g'sagt, er hätt' mit sei'm Watern 'brochen, und wenn er bei die Haberer ist — nachher find't'n einer! Die sind auf Stunden weit in ihre Schlupfwinkel versteckt!“

„Redt nit so unnütz — meinst, i thät Dich noch so spät bei der Näss'n 'nansschicken? Du kennst mich doch.“

„'s ist ja nit kalt! Aber i mein' nur, 's wär' überhaupt vergebens, — denn die lehreten sich doch nit d'ran, wann wir was sagen.“

„Freili nit! 's ging mich ja auch nichts an, wenn nur der Lenz nit dabei wär', nachher möchten s' thun, was s' wollten, — aber der Lenz!“

„Horch, was war dös?“ sagt Baldl. — An die vordere Hausthür wird geklopft. — „So schreckhaft ist man schon, daß 's ei'm in d' Glieder fährt, wann's klopft. Wer kommt denn da noch so spät am Abend?“ Baldl geht hinaus, um aufzumachen.

„Frag aber z'erst, wer's ist?“ ruft ihm Wiltraud nach. „Gut Freund!“ ist draußen die Antwort.

„Wer ist denn der gute Freund? I kenn' die Stimm' nit!“ fragt Baldl vorsichtig weiter.

„Gemming!“

Jetzt schließt Baldl schnell auf und auch Wiltraud tritt unter die Thür und streckt dem Ankömmling die Hand entgegen. „Ja, grüß Gott, Herr Gemming, sind S' auch wieder da? Des kommt's zu 're traurigen Zeit da 'rauf auf 'n Windbruch! Gelt S' — der Vater!“

„Hab's schon g'hört — leider, leider. Servus, Wiltraud! — Wie geht's, Baldl? Darf man 'n Augenblick in d' Stuben? Ah, da liegt er ja, der Arme! Hm, hm, da hat's auch wieder amal 'n braven Mann kost'!“

Wiltraud reicht ihm den Weihwasserwedel, er lehnt ihn ab: „Dau' schön — auf die Sachen versteh' ich mich nimmer! Aber für a Vaterunser langt's noch — das bring' ich noch zusammen!“ Und er nimmt den Hut ab und betet still bei der Leiche. Dann legt er die Hand leicht auf des Todten Brust: „V'hit Gott, alter Freund, ruh' in Frieden!“

Wiltraud muß sich abwenden, um die neu hervorbrechenden Thränen zu verbergen. So trocken und einfach die Worte auch gesagt waren, die Geschwister sind doch davon ergriffen — mehr als von einer langen rührenden Rede.

Auch der Gemming verharret noch eine Weile in ungewohnt

ernstem Schweigen. Dann aber setzt er seinen Hut wieder auf und schaut sich im Zimmer um.

„Sucht's was, Herr Gemming?“ fragt Wiltraud.

„Mit Verlaub — ich wollt' nämlich nur fragen, ob der Lorenz Bissinger nicht da ist?“

Wiltraud zuckt zusammen: „Nein!“

„Aber er war doch da? Jemand hat 'n da 'rauf gehen sehen!“ beharrt Gemming.

„Freili da war er schon — aber er ist wieder fort,“ sagt Wiltraud.

„So? Hm! Sie haben wohl nicht gesehen, wo er hinzu's 'gangen ist?“

„Leider nein! Soll er was?“ fragt Wiltraud ängstlich.

„Hm! — ich hab' ihn nur zu einer Tarockpartie holen wollen, wo uns ein vierter fehlt. Weiter nix! Sie erlauben wohl, daß ich mich empfehle. Mein Kompliment Wiltraud und junger Allmeyer! Morgen komm' ich schon wieder und helf' im Papa selig die letzte Ehr' erweisen — das lass' ich mir nit nehmen!“

Wiltraud blickt ihm mißtrauisch nach: „Der holt den auch nicht zum Tarocken — dös soll er mir nit weismachen. Hast g'sehen, wie er vom Athem komme ist vor lauter pressiren? Möcht' wissen, was der dabei thut — der ist doch lei Haberer nit, und der Vater hat immer g'sagt, 's sei schad um ihn — er wär' so a guter Mensch!“

„Aber a recht a lustiger, wo 's a Lumpenstückl giebt, da ist der g'wiß dabei!“ sagte Baldl.

Wiltraud setzte sich auf den Schemel neben der Leiche und faltete die Hände über der Brust: „O mein Herr Gott, was wird dös geben!“ Sie legt den Kopf müde auf den Rand der Bahre: „Und der einzige, der uns helfen und rathen könnt auf der Welt, der liegt da und kann nimmer reden —!“

Eine Uhr in hohem alterthümlichen Gehäus beginnt zu schlagen, hört aber mitten in der Zahl auf.

„Jetzt bleibt auch noch d' Uhr stehen, die hat halt immer der Vater ausgezogen. Dös muß jetzt Du thun, als der Hausherr —“

„Ja, der Hausherr für drei Tag!“ lacht Sebald bitter. „Daß sie stehen, solang der Leichnam noch daliegt — die will auch trauern!“

„'s ist so still —“ sagt Wiltraud mit einem seltsamen Schauer, „so unheimlich still — und die Nacht ist so lang! — Wie viel mag's denn an der Zeit sein?“

„Die Uhr ist auf elf stehen geblieben,“ sagt Baldl. „I weiß nit, warum's mir auf einmal so schwer ist? Baldl — zieh was Warm's an und bleib noch a Stündl bei mir — 's ist nit recht, aber — i hab gar lei Kraft mehr, seit i was von dem Haberfeldtreiben inne worden bin!“

„Ja nun — nix g'wiß's weiß man nit, 's ist ja nur so a Vermuthung. Aber freilich bleib' i bei Dir; i bin ja froh, wann D' mich dalast.“

„Nit lang — 's braucht's nit lang. I bin halt aufg'regt. Jetzt ist mir's schon dreimal so kurios g'wesen, als ob jemand um's Haus 'rum schlich!“

„Dös ist die Dachtrauf, die so macht — i hab's auch schon g'hört, und der g'schmolzene Schnee, der vom Dach rutscht,“ beruhigt sie der Bruder und setzt sich zu ihr.

„Geh und hol Dir Dein' warmen Rock, sonst laß i Dich nit herin und mach's allein durch.“

Sebald geht hinaus in die Kammer, um das Gewand zu suchen. In dem Augenblick kommt das Geräusch wieder, leise Tritte schleichen auf dem weichen Boden heran und ein Gesicht schaut zum Fenster herein.

Wiltraud stößt einen Schrei aus, so durchdringend, daß es den Todten hätte aufwecken können.

„Jesus Maria — der Hochbräu!“

„St, schrei doch nit so, unsinnige Dirn! Mit so einer Narrin ist nix zu wollen! So lass' mich nur wenigstens 'rein, damit's nit noch heißt, der Hochbräu hätt' fensterln wollen, wenn Dein G'schrei Leut herzieht! — Meinst der Bissinger ist a Mann, vor dem man um Hilf z'schreien braucht? Nein, so dumm bin ich nicht, daß i mir so was nachsagen ließ! Ich komm wegen mei'm Sohn, und Du kanust Dir was darauf einbilden, wenn i Dir die Ehr' anthu, daß i in Dei' Spelunker 'rein geh!“

„Und doch ist Euch die Spelunk nit zu schlecht g'wesen, daß ihr's auch noch mei'm armen Vater abgepfändet hättet und den kranken Mann 'nausg' jagt, wenn ihn unser Herrgott nit zu sich g'nommen hätt'!“

Wiltraud geht und macht ihm die Hausthür auf. „So, döz Plazl werdet Ihr ihm wohl noch gönnen?“ sagt sie bitter, und schiebt den Eintretenden, der vom Dunkeln ins Helle etwas geblendet ist, gerade vor den Todten hin.

Bissinger fährt zurück, als habe er ein Gespenst gesehen. „Was sähest mich denn grad da 'rein?“ begehrt er auf. „Und Du Maulaff, stehst auch hin und glosst mich an?“ sagt er zu Sebald, der auf den Schrei Wiltraud's heruntergeeilt war.

Der tritt bescheiden aber fest vor ihn hin: „Hochbräu, i heiß Allmeyer — nit Maulaff, wenn's wieder amal was mit mir zu reden habt's! I bin erwachsen und kann mir mei' Brot verdiene, i brauch' mich nit behandeln z' lassen, wie 'u Lump, wenn i auch arm bin!“

„Mach, daß D' 'naus kommst, i hab' mit Deiner Schwester z' reden.“

„Nein, i geh' nit 'naus! Bis übermorgen g'hört das Haus noch mir und da laß ich mir von Euch nit die Thür weisen —“

„Geh nur in Dei' Kammer, Sebald,“ sagt Wiltraud, „er will ja was vom Venz reden — thu' ihm den G'fallen!“

„Wenn Du's sagst, nachher ist's was anders! Aber in der Näh' bleib i. Döz ist kei Art, daß man so bei nachtschlafenden Zeit in a Sterb'haus kommt, wenn der Vater die lezt' Nacht noch daheim liegt,“ murret Sebald im Geheh.

„I will auch gar nit da in dem Zimmer verhandeln, das schickt sich freilich nit — bei 'u Todten —“ Bissinger sieht sich scheu um. „Warum thuet's ihn denn nit 'naus — wie 's der Brauch ist, am Abend vor der Begräbniß?“

„Weil wir unsern Vater nit in 'u Hausgang legen, wie wenn er uns z' viel wär! Nein, da in sei'm Stübl, wo er alleweil g'essen ist, da soll er bleiben, bis sie 'u holen —!“

„Ja freili, Ihr müßt' alleweil was Extras hab'n,“ höhnt der Bissinger, „aber, wie i den Plan von dem Haus kenn', muß doch noch a Stub'n im Erdg'schoß sein?“

„Gabt's 'u Plan schon studirt, Hochbräu, habt's nit derwarten könnt'!“

„Du giftige Dirn, Du z'widere. I werd wohl anschauen dürfen, was mei g'hört! Meinst vielleicht, i mach 'n Profit an dem G'lump? Da kennst's schlecht — verlieren thu i noch drau, und wann i will, u mußt mir Du so lang ohne Lohn diene, bis i mein Geld 'raus hab' — brauchst also nit so aufz'begehren, döz fehlet auch no!“ Ein Blick tödtlicher Wuth zückt aus den Augen des Mannes und er faßt die Thür:

„Also marisch, vor, ins andre Zimmer.“

Wiltraud steht unbeweglich.

„Bald g'fällig frägt der Bräu immer drohender.“

„Nein, i geh' nit von mein' Vater weg, solange er noch daliegt — und der stille Mann da, wird Euch nit geniren, wenn's was Ehrbar's ist, was nit gegen die Achtung vor einem Todten verstößt.“

„Teufelsdirn!“ murmelt der Bissinger, und seine grauen Augen betrachten mit stechendem Blick das Mädchen, wie es vor ihm steht in seiner trotzigen Schönheit. Er späht sie förmlich aus, die großartige jungfräuliche Gestalt, von ihrem enganliegenden Trauermieder wie von einem Panzer umschlossen, — den prachtvollen Kopf, mit den dunkeln schweren Flechten, aus denen sich das krause Stirnhaar wie ein weicher Schatten herausstiehl. Und das Paar Augen — wie zwei glühende Kohlen, und der Mund! — Er sieht im Geist, wie sie den Venz küßt — und es schüttelt ihn bei dem Gedanken! Im ganzen Hsarthal giebt's kein zweites Mädcl wie die! Und diese schöne Wildblaz soll nicht zu fangen sein? Und je länger er schaut und schaut, desto mehr wächst der Entschluß in dem alten Lüstling: „Fangen die Raß — oder zu Tode hegen —!“ Was anderes giebt's nicht für ihn!

So stehen die zweie sich eine Weile stumm gegenüber, und wie er mit dem Auge der Begierde ihre Schönheit — so späht sie mit dem Blick des Abscheus seine Häßlichkeit aus und ihr Widerwille trinkt sich voll und satt an dem lauernden Ausdruck und den verlebten Zügen ihres Peinigers.

„No, was schaust mich denn so an?“ fragt er ungeduldig.

„I schau nur, wie's möglich ist, daß a solcher Vater so 'u Sohn haben kann!“ sagt sie einfach und ihr Blick gleitet

noch einmal verächtlich über das gedunsene, schwammige Gesicht, mit den Säcken unter den Augen und den schlaffen Falten um den wulstigen Mund.

(Fortsetzung folgt.)

Nansen's Nordpolfahrt.

(Nach dem von Nansen in der Festigung der Gesellschaft für Erdkunde gehaltenen Vortrage.)

Da die bisherigen Nordpolexpeditionen stets von dem südwärts rückenden Treibeis am Vordringen gehindert und zurückgetrieben wurden, so wollte Nansen die Eisströmung benutzen, die nach seiner Ansicht über den Pol selbst führen mußte. Der Zweck der Expedition war natürlich nicht, den Pol selbst zu erreichen; schon vor der Reise hatte Nansen in einem Vortrage ausgeführt: „Wir ziehen nicht hinaus, um den mathematischen Punkt, der das nördliche Ende der Erdkugel bildet, zu suchen — denn diesen Punkt zu erreichen, hat an und für sich nur geringen Werth —, sondern um Untersuchungen in dem großen unbekanntem Theile der Erde, welcher den Pol umgiebt, anzustellen, und diese Untersuchungen werden nahezu die gleiche große wissenschaftliche Bedeutung haben, ob die Reise über den mathematischen Pol selbst führt oder ein Stück davon entfernt bleibt.“

Sollte die Expedition gelingen, so mußte vor allem für gute Kleider und Nahrung gesorgt sein, und das Schiff mußte den Pressungen des Eises Widerstand leisten können; daher wurde eigens für diese Expedition die „Fram“ (zu deutsch: „Vorwärts“) gebaut, bei deren Konstruktion weniger auf Geschwindigkeit und Segeltüchtigkeit, als vielmehr darauf gesehen wurde, daß es den größtmöglichen, in beliebiger Richtung von außen erfolgenden Druck aushalten und einen sicheren und warmen Zufluchtsort im Eise bieten konnte. Thatsächlich hat sich das Schiff auch sehr gut bewährt, so daß die meteorologischen, astronomischen und sonstigen Messungen während der ganzen Zeit ununterbrochen fortgesetzt werden konnten. Zu erwähnen ist, daß das Polarmeer von einer außerordentlichen Tiefe gefunden wurde: es ist 2000 Faden, d. i. gegen 4000 Meter tief, und das Wasser ist in den unteren Regionen trotz der außerordentlichen Kälte in den nördlichen Breiten ziemlich warm.

Die schwerste Eispressung hatte das Schiff im Januar 1895 zu bestehen; in diesen Tagen erwartete man jeden Augenblick, die Fram in Trümmer gehen zu sehen und zu hören. Man war beständig, auch im Schlafe, in den Kleidern, und alles war vorbereitet, um beim Zusammenbrechen des Schiffes die Boote, Schlitten, Vorräte und Instrumente auf's Eis zu retten. Als aber die Pressung nachließ, zeigte es sich, daß das Schiff nicht den mindesten Schaden genommen hatte; daher war das Vertrauen in seine Sicherheit bei allen Theilnehmern der Expedition so gewachsen, daß bei allen späteren Eispressungen nichts mehr befürchtet wurde, und daß man während solcher Pressungen ebenso sorglos schlief, wie an ungefährlichen Tagen. Auch Nansen hatte die feste Ueberzeugung gewonnen, daß die Fram allen noch kommenden Pressungen erfolgreich widerstehen und ihren Weg mit der Eisdriß langsam und sicher zurücklegen würde.

Da also auf dem Schiffe keine eigentliche Gefahr mehr zu erwarten, und der Kapitän Everdrup ganz der Mann war, es sicher durch das Eis nach Spitzbergen oder Grönland zu führen, so entschloß sich Nansen, zur weiteren Erforschung der näheren Umgebung des Pols das Schiff zu verlassen und über das Eis nach Norden vorzudringen. Er ging, nur von dem Lieutenant Johannsen begleitet, am 14. März 1895, mit 28 Hunden, 3 Schlitten und 2 Kajaks, das sind leichte, nach Art der Eskimo-Boote gebaute und von Hunden gezogene Boote, von der Fram fort nach Norden zu. Für die Hunde war Proviant für 30 Tage, für die beiden Reisenden für 100 Tage mitgenommen. Obwohl sie nicht die Absicht hatten und haben konnten, auf das Schiff zurückzukehren — ebenso leicht, sagt Nansen, könnte man wohl eine Stecknadel in einem Fuder Heu suchen, als ein Schiff, eine kleine Nupshale, in der endlose Eiswüste der Polargegenden —, ließen sie doch ihre warmen Pelzkleider auf der „Fram“ zurück; denn sie hofften, nachdem sie so weit als möglich gegen den Pol vorgebrungen und sich dann wieder südwärts gewendet, noch in demselben Sommer Spitzbergen zu erreichen und daher bei der höher steigenden Sonne die Pelze nicht mehr nöthig zu haben, eine Hoffnung, die sie freilich getäuscht hat.

Das Vordringen über das Eis war sehr beschwerlich; denn durch die beständigen Pressungen, denen die einzelnen Schollen ausgesetzt sind, wird das Zustandekommen einer weiten, ebenen Fläche verhindert; vielmehr mußten sie über eine unebene, arg zerklüftete Eisfläche fort. Die Hunde zogen die Schlitten und Kajaks stets nur über einigermaßen ebene Stellen, blieben aber stehen, sobald sie an ein Hinderniß kamen, so daß Nansen und sein Begleiter über größere Unebenheiten die Schlitten selbst wegheben mußten. Natürlich ging die Reise infolge dessen nur sehr langsam von statten. Am 8. April hatten sie 83° 35' nördlicher Breite erreicht, am 4. April 86° 3'; doch wurden die Eisverhältnisse immer schlechter, so daß sie sich am 7. April erst unter 86° 14' befanden. Daher hielt Nansen es nicht für rathsam, weiter zu gehen; von der Spitze eines Eisblockes aus, dem höchsten Punkt, den er erreichen konnte, erblickte er bis zum Horizont nichts als in einander geschobene und mächtig aufgetürmte Eismassen, deren Ueberwindung mit den Schlitten und Kajaks kaum möglich erschien. Daher beschlossen sie, nunmehr in

südfölicher Richtung umzukehren. Die Temperatur war wieder bis auf 40° unter Null gesunken, so daß sie es lebhaft bedauerten, ihre Pelze an Bord des Fram gelassen zu haben; ihre zwar guten, aber doch zu dünnen Kleider gewährten ihnen keinen ausreichenden Schutz. Lagen sie im Schlaffack, so thauten die Kleider etwas auf, sobald sie förmlich in nasse Wandagen verwandelt waren, in denen sie schlafen mußten, und waren sie im Freien und bei der Arbeit, so waren die Kleider sehr bald wieder in einen Eispanzer verwandelt.

Sehr unangenehm machten sich große und tiefe Spalten im Eise bemerkbar, deren Ueberwindung stets viel Zeit kostete und sehr wesentlich aufhielt; denn sie mußten ängstlich darauf bedacht sein, die Schlitten und Kajaks nicht in eine solche Spalte fallen zu lassen. Besonders traurig war es, wenn sie einige der treuen Hunde opfern mußten, um Nahrung für die Ueberlebenden zu haben; diese vierfüßigen Gefährten ertugten mit großer Geduld alle Mühseligkeiten, sie zogen unerdrossen die Schlitten und Kajaks mit den Borräthen, und zum Dank dafür wurden sie schließlich getödtet. Aber was blieb denn übrig? Wo die Wahl so stand, entweder die treuen und liebgewordenen Hunde oder sich selbst zu opfern, mußte man sich für das erstere entschließen.

Von Ende April an begannen sie Land zu erwarten. In diesen Tagen hatten sie auch ein Abenteuer mit einem Eisbären zu bestehen, das leicht böse hätte auslaufen können. Johansen war von dem Bären niedergeworfen, und Nansen hatte seine Flinte, die in einem der Boote lag, nicht zur Hand; zum Glück theilte der Bär seine Aufmerksamkeit zwischen Johansen und den Hunden, so daß Nansen Zeit bekam, seine Flinte zu erreichen. Es war aber auch die höchste Zeit; denn schon machte der Bär Miene, Johansen's Kopf mit den Zähnen zu bearbeiten. Dieser rief seinem Gefährten ruhig zu: „Beilen Sie sich, wenn Sie nicht zu spät kommen wollen.“ Da krachte auch schon der Schuß; es war nur eine Schrotladung, aber der Bär war hinter dem Ohre getroffen und brach tot zusammen.

Am 6. August erst kamen sie in offenes Wasser und entdeckten unter 81° 14' nördlicher Breite eine kleine Insel, die sie in Erinnerung an ein norwegisches Märchen Vitnam-Land (d. i. weißes Land) nannten. Wie öd' und verlassen es auch war, sagt Nansen, es war ein Paradies in unseren Augen; die entsetzliche Noth und Mühsal auf dem Treibeise war ja nun zu Ende, und wir konnten hoffen, die weitere Reise in unseren Kajaks in offenem Wasser zurückzulegen. Von den 28 Hunden waren nur noch zwei übrig geblieben; auf der Reise in den Booten hätten sie keinen Nutzen mehr gewähren können, wären dagegen sehr hinderlich gewesen. Die beiden Forscher mußten sich daher entschließen, auch von diesen letzten treuen Gefährten sich zu trennen und dieselben zu tödten. Vorher wurden sie photographirt, damit auch eine sichtbare Erinnerung an diese geduldigen Thiere, die für ihre Arbeit und Treue so schlecht belohnt wurden, übrig bliebe.

Die Kajaks wurden mit Segeln versehen, und bei günstigem Winde konnte man in den zusammengebundenen Kajaks recht schön vorwärts kommen; bei Windstille mußten sie rudern und kamen, wenn auch nicht so schnell, doch ebenfalls weiter. Sie bemerkten zahlreiche Möven; die sich theils auf Klippen ausdrühten, theils munter umher flogen; auch Blumen zeigten sich ab und zu. Aber die Hoffnung, noch in diesem Jahre nach Spitzbergen zu kommen, schwand doch zusehends; im September wird Spitzbergen von den letzten norwegischen Schiffen verlassen, und vorher dorthin zu kommen, erwies sich als ganz unmöglich. Sie mußten sich entschließen, so schwer es ihnen auch wurde, noch einen Winter, den dritten, in dem Polareis zuzubringen, und diesmal nicht auf einem bequem eingerichteten, schönen und warmen Schiffe, sondern unter erheblich ungünstigeren Verhältnissen.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

t. Eine Katastrophe unter Aufsicht. Im September 1893 fand im Gohna Thal, im Quellgebiete des Ganges von den südlichen Gehängen des Garhwal Himalaya ein gewaltiger Bergsturz statt, der drei Tage mit ununterbrochenem betäubendem Getöse fortdauerte, die Luft durch den Staub zerschmetterter Felsen verdunkelte und das Thal mit einer Trümmermasse von etwa 16 000 Millionen Zentner überschüttete. Die stürzenden Massen legten einen Weg von etwa 4000 Fuß Höhe zurück, breiteten sich zwei Meilen thalabwärts aus und erhöhten das Niveau des Thales auf dieser Strecke um 850 Fuß. Die Katastrophe wurde dadurch veranlaßt, daß der in dem Thale fließende Quellstrom des Ganges die thalwärts geneigten Schichten des Gebirges unternaagt hatte. Diese Gewässer wurden nun zu einem See aufgestaut, der 4 Meilen lang und 1 bis 2 Meilen breit war. Es war mit Bestimmtheit voranzusehen, daß von dem Ausbruch dieses Sees eine neue Katastrophe für das ganze unterhalb gelegene Thalgebiet zu befürchten war. Eine künstliche Ableitung des Sees war jedoch nicht möglich, da jeder Eingriff von Menschenhand die Gefahr nur hätte vergrößern können. Die Behörden mußten vielmehr darauf bedacht sein, die Verhältnisse des entstandenen Sees zu untersuchen und danach den Zeitpunkt eines natürlichen Ausbruchs möglichst genau voraus zu bestimmen, ferner alle nöthigen Vorkehrungsregeln für diesen Fall zum Schutze der Bewohner des Thales zu treffen. Zunächst wurde

eine Telegraphenlinie von 150 Meilen Länge von Garwa am Ganges bei dessen Eintritt in die nordindische Ebene bis nach Gohna hin gelegt, dann wurden der See und seine Umgebung genau durchsichtigt, die meisten Hängebrücken unterhalb desselben abgetragen und fortgeschafft, endlich an den beiderseitigen Gehängen des Thales deutlich sichtbare Marken in Höhe von 50 bis 200 Fuß über dem Thalgrunde und in Abständen von etwa 1/2 Meile gesetzt, um den Bewohnern des Thales anzuzeigen, auf welche Höhe sie sich beim Herinbruch der Katastrophe zu flüchten hätten, um vor jeder Gefahr sicher zu sein. Am Abschlusse sämtlicher Arbeiten im April vorigen Jahres glaubte man die Entladung des Sees mit ziemlicher Sicherheit auf die Zeit um den 15. August angeben zu können. Es war um Mitternacht vom 25. zum 26. August, während ein heftiger Regen niederging, als das erwartete Ereigniß eintrat. In vier Stunden durchbrachen 10 000 Millionen Kubikmeter Wasser den durch den Bergsturz aufgeworfenen Damm, den sie bis zu einer Tiefe von 300 Fuß durchschnitten. In den ersten Stunden drang die Fluth 20 Meilen thalabwärts und in den darauf folgenden Stunden noch weitere 10 Meilen, die im Thale führende Straße in der Länge von vielen Kilometern fortzuschwemmend, und sämtliche Ortschaften, darunter drei ansehnliche Städte, bis auf die letzte Spur vernichtend. Zwei Brücken, gegen deren Abbruch die Lokalsbehörden protestirt hatten, wurden ebenfalls völlig weggeführt. Der See war in dieser kurzen Zeit bis auf die Hälfte seiner Ausdehnung zusammengeschrumpft. Da sich alle Bewohner des Thales von einer angegebenen Zeit an auf die Gehänge hinauf geflüchtet hatten, war nicht ein einziges Menschenleben zu Schaden gekommen.

Theater.

— Das Friedrich Wilhelmstädtische Theater tritt immer fester in die Fußstapfen jener Kunstströmung, in welcher die Gesellschaft Lumpe aus Döbern diesen Winter für Berlin bahnbrechend gewesen ist. Die am Sonnabend erfolgte Aufführung eines der vielen Stücke, die Direktor Samst gegen Bezahlung auf seine Bühne bringt, hat dem Publikum gezeigt, was das Premierentheater in der neuesten Kunstströmung alles leisten kann. Das aufgeführte Schauspiel des Herrn Besten war an sich durchaus ernstgemeint; es schilderte das Leben und die Thaten Ferdinands v. Schill. Statt nun ein solches Stück, möchte sein poetischer Werth auch noch so gering sein, nach Kräften ernsthaft zu geben, hatte man es für angemessen gefunden, die „unfreiwillige Komik“ nach Belieben schalten und walten zu lassen. In einer Lagerzene, die ein Bild von der Noth des Schill'schen Freikorps geben sollte, populirte man in der Verzeiwung so stark, daß das halbe Parterre von starkem Groggeruch erfüllt wurde; neue Nahrung wurde der Lachlust verschafft, als eine Marketenberin trachend mit ihrem leibentnahmen Stühle zusammenbrach. Der Anfang eines anderen Bildes stellt dar, wie man von der Schill'schen Wohnung aus den Einzug preussischer Truppen in Berlin beobachtet. Die Soldaten ziehen ein unter den Klängen des — Fejtmarsches aus Richard Wagner's „Lauhäuser“, der vor Aufgehen des Vorhanges eine Viertelstunde lang hinter der Szene gespielt wird. Aehnliche Beispiele der Verulkung ließen sich noch manche herjählen. Wer hält in diesem Konkurrenzkampfe den längsten Athem: Lumpe oder Samst? —

— Die wiedererstandene „Freie Volksbühne“ hat am Sonntag vor vollbesetztem Haus im Vellealliance-Theater ihre Aufführungen neu aufgenommen. In dem Monatsheft der Freien Volksbühne, das nach alter Uebung abermals erscheint und den Besucher in des Dichters Art und Werk einführt, heißt es: „Nur vor ihrer Auflösung hat die Freie Volksbühne die Aufführung eines Shalepeare'schen Stückes in Aussicht genommen, die neu gegründete beginnt mit diesem Dichter. Man wählte den „Kaufmann von Venedig“, die Märchenkönig, der die Gestalt Shylocks zu dauerndem Leben auf der Bühne verholfen hat.

In einem kleinen Sinngedicht, in dem Graf Platen Shalepeare's tragische Kraft gegenüber den antiken Tragikern verhältnismäßig niedrig einschätzt, wird zugleich die große komische Gewalt Shalepeare's gerühmt. Es heißt in einem Vers: „Falstaff und Shylok, welch ein bewundertes Paar!“ Den tragischen Dichter in Shalepeare hat Platen einseitig verkannt. Mit sicherem naiven Instinkt rückte er aber den Shylok in die Nähe des lebensprühenden, geistvollen, Dickwanstes Falstaff. Früher war die naive Auffassung, die in Shylok den dummen, betrogenen Teufel des Volksmärchens, das grotesk-komische Scheusal in Gestalt eines Juden sah, allgemeiner als jetzt. Shalepeare, der Naive, war dem Volkswahn seiner Tage ganz gewiß unterthan, als er den Shylok schrieb. Daß der große Menschenkenner in ihm auch auf den Schrei der verachteten gedrückten Natur hin horchte, daß Shalepeare wohl wußte, wie unausgesetzte Verachtung notwendig verächtlich machen müsse, versteht sich bei einem solchen poetischen Genie von selber. Aber die Sentimentalität, die in dem Juden Shylok den starken Nächer sah, mußte Shalepeare fremd bleiben. Sie kam viel später auf und verschob Gedanken-gehalt und Form der Märchenkönig. Sie hängt mit der Aufklärungsperiode zusammen, und auf der Bühne insbesondere wurde die sentimentalische Auffassung Shylok's durch die Anstrengungen bedeutender deutscher Charakterdarsteller dieses Jahrhunderts gestiftet.

Will man die sentimentalische Betrachtung Shylok's theilen, so

hatte Herr Kober, dessen Shylok übrigens durchaus nicht in Pathos aufging, Momente von tragisch-packer Kraft. Nach solchen Momenten lobte der hervorragendsten Leistung im schauspielerischen Ensemble rauschender, einhelliger Beifall. Neben Shylok treten die übrigen Figuren der Dichtung nicht so scharf gemeißelt hervor; und es bedarf schon eines starken, schauspielerischen Temperaments, um die sonnig-heitere Gestalt einer Porzia z. B. in so warmer Beleuchtung darzustellen, wie es Frä. Sorma im Deutschen Theater versteht. Es wäre nun ungerecht, nach Maßgabe der vorhandenen Mittel Ähnliches zu verlangen. Aber etwas reicher, fastiger hätte die Shakespeare'sche Farben- und Märchenpracht doch im engeren Bühnenrahmen auch erscheinen können. Gewiß, Herr Ruff war leidlich korrekt als Kaufmann Antonio, Herr Türk als Graziano wußte, worauf es ankam, Eli Arndt und Herr Manuffi bewiesen einigen munteren und komischen Willen; aber die weiblichen Gäste Fräulein Solgers (Porzia), Fräulein Zachow und Mosler blieben spröde, dürrig. Es löste sich keine herzhafteste Frische von ihrer Sprache los; selbst die herrlichen, berühmten Verse der Porzia von der Majestät der Gnade in der Gerichtsszene klangen einfarbig. Vielleicht wird bei späteren Aufführungen mehr Frische und Einheit ins Ganze kommen. Dann werden wohl die Märchenbilder in rascherer Folge vor den Zuschauern vorüberziehen. Die primitivere Shakespeare'sche Bühne hatte es bei ihren Verwandlungen gut. Heute muß ein starker, technischer Apparat einsehen. Das giebt Schwierigkeiten mancherlei Art; und am Sonntag hatte man zum ersten Male den Versuch gewagt, eine phantastische Komödie Shakespeare's darzustellen.

— Für die Mitglieder der „Neuen Freien Volkshühne“ wurde am Sonntag im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater „3 Jungferngist“ von Ludwig Anzengruber gegeben. Eine Bauern-Komödie, nichts weiter. Der junge Großbauer Simmerl möchte 's Regerl, die Tochter des Bauern vom „ströbbernen Hof“ heirathen. 's Regerl mag aber den reichen Halbtrottel nicht, sie hat Kaspar, den Knecht ihres Vaters, gern und hat ihm schon das Jawort gegeben. Um so eifriger wird das Heirathprojekt von ihrem Vater betrieben. Er jagt den Kaspar vom Hof und malt dem Regerl den großen Besitz des jungen Großbauers mit so leuchtenden Farben, daß das Mädchen schwantend wird und sich bereit erklärt, den Wunsch des Vaters zu erfüllen. Jetzt kann der Simmerl auf die Brautschau gehen. Auf dem Wege geräth er dem Kohlenbrenner-Tomerl in die Hände, dem vom Kaspar der ganze Sachverhalt gesteckt worden. Zum Abschied erzählt der alte Kohlenbrenner dem Heirathslustigen eine Geschichte: Es giebt Mädchen auf der Welt, die haben eine weiße Leber. Und wer eine solche heirathet, der muß acht Tage nach der Hochzeit unfehlbar am „Jungferngist“ sterben. Und an was man so eine giftige Dirn' erkennt? Entweder hat sie helles Haar und dunkle Augen, oder helle Augen und dunkles Haar; ein Muttermal sitzt ihr auf der linken Wange, und auf der rechten Hand hat sie zwei Sommerprossen. Nachdenklich geht der Simmerl nach dem „ströbbernen Hof“, macht seinen Antrag, so gut er's kann, erschrickt aber auf einmal bis auf den Tod. 's Regerl hat all die Merkmale, die nach der Erzählung des Kohlenbrenners auf eine weiße Leber schließen lassen. Sofort hat er allen Appetit verloren. Aber g'heirathet muß sein. Und so handelt er mit einer Magd an, die „einen so viel schönen Gang“ hat, und zieht zum Schluß, nach einigen Verwicklungen, die eine sehr lustige Lösung erfahren, seelenvergnügt mit ihr als seine Braut aus seinem Simmerlhof. 's Regerl kriegt ihren Kaspar und der Kohlenbrenner-Tomerl lacht, weil alles so gut ausgangen ist, daß er eing'ädelt hat. — Eine Bauernkomödie, nichts weiter. Aber ein Dichter schreibt so etwas nur einmal. Wenn er im Volksbesitz seiner Kraft sich fühlt und einmal sich selbst eine Freude und Lust bereiten will, ohne Rücksicht auf andere. — Ein Spiel, ein lustiges Spiel. Und als solches wurde es auch von den Zuschauern genommen und genossen. Mitten in die Szenen hinein prasselte helles Lachen. Von den Darstellern ist meist nur gutes zu sagen. Herr Wehrlein war ein lebfrischer Kaspar, Herr Haide ein glaubwürdiger Simmerl, der Kohlenbrenner Tomerl des Herrn Häder war sehr gut, Frä. Stehle als Regerl konnte man sich gefallen lassen, und auch der von Herrn Thiemann dargestellte Professor war, besonders in den letzten Szenen, nicht zu verachten. Auch mit dem Dialekt wußten sich die Darsteller im allgemeinen recht gut abzufinden. —

Völkerrunde!

— Ein neues Zwergvölk. Nach einem aus Taschkent (russisches Generalgouvernement Turkestan) an die Pariser Geographische Gesellschaft gerichtete Schreiben entdeckten die dänischen Offiziere Olfen und Felsjöns auf dem Pamir, der oben 140 000 Quadrat-Kilometer großen Hochsteppe Zentarlasiens, ein bisher unbekanntes Zwergvölk, das in voller Wildniß lebt, das ganze Jahr sich nur von der Jagd ernährt und weder Geld noch sonstiges Tauschgut kennt. Wie die Bevölkerung sind auch deren Hausthiere Ochsen, Esel, Ziegen und Schafe von zwerghaftem Wuchs. Nach Ansicht der dänischen Forscher ist die zwerghafte Entwicklung des Volkes u. s. w. auf die höchst färgliche Ernährung in den wirthlichen Bergsteppen zurückzuführen. Der ganze Zwergstamm huldigt dem Feuertempel. —

Medizinisches.

— Tuberkulose und Röntgenstrahlen. Bouchard hat gezeigt, daß Tuberkuloseherde die Röntgenstrahlen in anderer Weise durchlassen als gesunde Gewebe, sodaß man sie dadurch auffinden und ihre Verbreitung nachweisen kann. (Comptes Rendus.) („Umschau.“)

Technisches.

— Papierne Bademäntel. Ein Amerikaner hat Bademäntel erfunden, die aus Papier hergestellt werden. Es wird dazu 6—8 Millimeter dickes, dem Löschpapier ähnliches Papier verwendet, so daß der Badende nach dem Umlegen eines solchen dem Körper sich anschmiegenden Papiermantels im Nu abgetrocknet ist. Dazu gehören eine aus der gleichen Masse gefertigte Kopfbedeckung, Fußhüllen und ein Handtuch, mit welchem die Abtrocknung vervollständigt werden kann. Bekanntlich ist Papier ein schlechter Wärmeleiter; der Papiermantel bewahrt also den Badenden vor Erkältung und vor dem nach dem Baden leicht sich einstellenden Frosteln. —

Humoristisches.

— Neues vom Serenissimus. Professor Dr. Schneidel hat einen Vortrag über die sogenannte klassische Periode der französischen Literatur gehalten und den Einfluß des Roi Soleil hervorgehoben. Serenissimus hat die Gnade gehabt, den Vortrag mit seiner hohen Gegenwart zu beehren. Nach Schluß des Vortrages läßt der hohe Herr den Professor zu sich befehlen:

„Lieber Professor — äh, muß sagen — leider nicht ganz befriedigt — nein — thut mir leid — nicht ganz befriedigt — äh, Monarchisches Prinzip nicht genug gewahrt. Müsten betonen — äh — ausdrücklich betonen — äh — daß große Werke — etcetera — in erster Linie dem allerchristlichsten König von Frankreich, Louis — äh — äh“

„Louis quatorze, Durchlaucht!“

„Louis le Grand — merken Sie wohl! — Louis le Grand zu verdanken sind — äh — nur ihm zu verdanken sind. Poeten nur förtliche Organe — äh — kommen immer erst in zweiter oder dritter Linie — äh — wollte das nur bemerken, mein lieber Professor — äh — Schneidel — ja wohl, Schneidel.“

(„Jugend.“)

Bermischtes vom Tage.

— In Sophienau bei Altwasser (Schlesien) wurden bei einem halbjährigen Kinde die schwarzen Blattern konstatirt. —

— Bei den Kocksöfen der Zeche „Alma“ zu Gelsenkirchen ist das Saugdach eingestürzt. 37 Arbeiter wurden unter den Trümmern begraben. Ein Aufseher wurde getödtet, sieben Arbeiter sind schwer, viele leicht verletzt. —

— In der Theerproduktfabrik Baese u. Comp. in Braunschweig sind drei Arbeiter in einer Cisterne infolge Einathmens giftiger Gase erstickt. —

— Der Amtsrichter Bus von Herbststein hat sich in Darmstadt erschossen. —

— Aberglauben. Als Zeichen des Aberglaubens verzeichnet die „Allg. Ztg.“ die Thatsache, daß am 1. April d. J. ebensowenig wie im vergangenen Jahre in München niemand in den Stand der Ehe zu treten wagte. —

— Die Frau des Augsburger Kunstmalers Holzmann hat sich im Starnberger See ertränkt. Kummer über getäuschte Erbschaftshoffnungen soll die Frau dazu bewogen haben. —

— In Libuschin bei Prag hatten die Arbeiter bei der letzten Reichstagswahl nicht so gestimmt, wie es der jung-rechtliche Ortsvorsteher gewünscht. Sofort wurde angeordnet, das Schulgeld einzubehalten, und da die Arbeiter nicht sofort zahlen konnten, rückte die gesammte bewaffnete Macht von Libuschin aus und arretirte alle Ortsgänsse mitsammt den Gänsejungen. —

— Zum Diebstahl in der ungarischen Landes-Gallerie wird weiter gemeldet, daß in der Gallerie fünf Bilder vorgefunden wurden, die so hergerichtet waren, daß sie bei geeigneter Gelegenheit leicht aus den Rahmen genommen werden konnten. — Auch aus den Ausstellungsräumen des Wiener Kunstvereins ist ein werthvolles Bild, einen blondhaarigen Mädchentopf darstellend, gestohlen worden. —

— In Antonowka bei Tarnopol (Galizien) wurde in der Nacht auf den Sonntag die ganze Familie Kohut ermordet. Kohut war ein reicher Mann. Es scheint Raubmord vorzuliegen. —

— Der Temeschuß ist aus den Wern getreten und hat einen Theil der Stadt Lugos (Ungarn) überfluthet. —

— Im Schnellzuge Paris-Turin fanden Zollbeamte in einem Koupee zweiter Klasse einen jungen Mann ermordet. Der einzige Mitreisende erklärte, er wisse von nichts, er habe geschlafen. —

— In San Giovanni Baldarno (Ober-Italien) ist ein Fabrikgebäude eingestürzt. Bisher wurden 4 Tödtet und 7 Verwundete aus den Trümmern gezogen. Man befürchtet, daß das Unglück noch zahlreiche weitere Opfer gefordert hat. —

— Auf dem Bahnhofe zu Rizza wurde einem polnischen Grafen ein Koffer mit Pretiosen im Werthe von 150 000 Franks gestohlen. —